

Bilder einer Vorstellung

Gerd Eisenbeiß

Bilder einer Vorstellung

Ich stelle mir vor, Szenen meiner Kindheit zu sehen wie Bilder einer Ausstellung. Und wie bei Mussorgsky klingt Musik mit, reine Klaviermusik aus dem großen Musik- und Wohnzimmer, wo meine Mutter am großen Flügel saß und spielte. Natürlich weiß ich nicht mehr sehr viel aus meiner frühen Kindheit. Aber Bilder tauchen bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten auf und malen sich bunt, wenn ich sie nicht sofort verdränge - bunter und genauer, als sie eigentlich sein dürften. Denn es ist lange her, und mein Gedächtnis hat die Bilder sicher dutzende Male umgezeichnet.

Trotzdem fand ich es im Spätherbst 2017 reizvoll, einige Szenen so zu schildern, wie sie wahrscheinlich gewesen sind. Mitunter sind mir meine damaligen Gefühle, Ängste und Freuden eindeutiger im Gedächtnis als die genauen Umstände der Ereignisse.

Wer immer es einmal liest, ich wünsche viel Spaß dabei!

Inhalt

1.	Die Post	5
2.	Die Wespe.....	10
3.	Die Dampfmaschine.....	14
4.	Der Hase	17
5.	Die Hexe.....	20
6.	Die Grenze.....	22
7.	Elli.....	26
8.	Nachwort	29

1. Die Post

Da war ein Zimmer, groß und dämmrig. Ich lag eingerollt auf dem Ecksofa. Einem Ecksofa? Mein Leben lang musste ich an dieses Möbelstück denken. War es ein Eckstein der Gemütlichkeit in meinem Chemnitzer Elternhaus?

In einer Ecke stand es, aus der Ecke heraus nach beiden Seiten erstreckt, weich gepolstert. Hatte es an beiden Enden Armlehnen? Ich weiß es nicht, denn ich war so klein mit 5 Jahren, dass der rechtwinklige Mittelteil meinem frisch operierten Körper genug Platz gewährte. Mutti hatte gewiss für Kissen gesorgt und mich unter eine Decke gesteckt. Denn meist war es kalt im ersten Stock der Villa an der Bornauer Straße.

Aber mir war nicht kalt, ich fühlte mich wohl und war glücklich. An die Operation an meinem Bauchnabel hatte ich möglicherweise schon damals keine Erinnerung. Das Schlimmste daran war sicher die Narkose mit Äther gewesen und die Übelkeit unmittelbar nach dem Erwachen. Aber das war wohl alles im Krankenhaus geblieben, denn zu Hause wartete auf mich das tollste Geschenk, das ich mir damals wohl vorstellen konnte: eine Kinderpost.

Da lag ich also auf dem Ecksofa und vor mir lag der Karton auf dem runden Couchtischchen genau im Knick des Sofas. Im Dämmerlicht des frühen Abends lachte die Schachtel mich gelb an. Da brauchte ich kein Licht, um den abgebildeten Postmann hinter seinem Schalter zu erkennen, der einen Stempel in der Hand über einem Kuvert schweben ließ. Das war doch mein Traumberuf! Stempeln, Briefe stempeln, und viele Stempel besitzen, wie ich sie auf der Post schon gesehen hatte, wenn ich Vati einen Brief brachte.

Mutti war natürlich mitgegangen, aber ich durfte den Brief tragen; ich konnte zwar noch nicht auf den Tisch vor dem Postmann schauen, aber groß, wie ich war, konnte ich ihm doch den Brief hin- strecken und sagen, dass er ihn meinem Vati geben soll. Und dann hatte Mutti etwas bezahlt und mich hochgehoben. Und so konnte ich es sehen, wie der Postmann aus seinen vielen Stempeln einen aussuchte und ihn dann auf den Brief knallen ließ. Dann ließ er den Brief nach hinten durch die Luft segeln, als wäre er damit schon auf dem Weg zu Vati. Aber der Brief landete in einem offenen Sack. „So“, hatte der Postmann gelacht, „so, junger Mann, jetzt ist der Brief unterwegs und wird deinem Papa nach Bayern gebracht.“

Vati war nämlich nicht immer bei uns, weil er woanders arbeiten musste. Aber wenn er kam, war immer Feiertag; dann hatte er Reis und Butter und Zucker dabei, versteckt auf den Bauch geschnallt. Denn auf dem Weg nach Chemnitz musste er russischen Soldaten alles zeigen, was er dabei hatte, und er hatte Angst, dass sie ihm diese wunderbaren Sachen wegnehmen könnten.

Wahrscheinlich hatte Vati auch das Postspiel für mich mitge- bracht und gezittert, dass die Russen es durchlassen. Nun also lag es vor mir und ich hob den Deckel.

Mutti musste das Licht angemacht haben, sonst hätte ich die Schätze ja gar nicht alle klar sehen können. Das Licht, das war ei- ne Ecksofa-Ecklampe, anders konnte sie gar nicht heißen. Denn sie war fast genau in der Zimmerecke über dem Sofa an der Wand an- gebracht. Messing-gelb war der kleine Kasten an der Wand, aus dem eine ebenso messing-gelber Arm ragte, an dem wiederum ein zweiter Messing-Arm mit daran hängendem Lampenschirm ge-

schwenkt werden konnte - ideal für mein Postamt, das ich nun eröffnete.

Merkwürdigerweise erinnere ich mich überhaupt nicht an irgendwelche Schmerzen bei meinen Anstrengungen, halb liegend vom Sofa aus den nun ausgeleuchteten Spielkasten auszuräumen. Da war ja alles vorhanden!

Zuerst legte ich den Stapel Kuverts auf den Couchtisch, daneben dann kleine Briefmarken. Ich musste den Karton etwas wegrücken, um Platz für die Briefbögen und Postkarten zu schaffen. Alles Papier, die Kuverts, die Briefbögen und die Karten waren links oben mit dem Bild eines niedlichen Bären verziert - einfach toll! Am Rand des Kartons fand ich noch sechs Buntstifte.

Und dann die Stempel! Drei Stück, einer mit verstellbarem Stempelbild. Mutti sagte, das seien die Wochentage; die könnte ich jeden Tag einstellen. Ich konnte also montags „Montag“ stemeln, dienstags „Dienstag“ und so weiter - nur „Sonntag“ war auf dem umlaufenden Gummibändchen nicht vorgesehen. Mutti meinte, weil sonntags keine Post gestempelt würde. Ein anderer Stempel hatte eine breite Stempelfläche, zweizeilig beschriftet. Das sei der Siegel-Stempel der Post; deshalb stehe „Deutsche Reichspost“ darauf. Auf dem dritten Stempel stand „Berlin“; das sei, weil Berlin die Hauptstadt sei, erfuhr ich.

Ganz am Schluss entdeckte ich das kleine Blech-Kästchen, das in ein eigenes Fach im Karton versenkt, ja fast versteckt gewesen war. Als ich es ungeschickt heraus hebeln wollte, öffnete es sich und mein Daumen rutschte ab und glitt über das schwarze feuchte Kissen unter dem Deckel. Erstaunt betrachtete ich meinen nun ebenfalls schwarzen Daumen. Ich wollte ihn schon an meiner feinen

Zudecke abwischen, als meine Mutti aufsprang und meine Hand schnappte. „Nicht an die Decke! Das kriege ich da nie wieder raus“. Ich erinnere mich daran genau, weil ich selbst so erschrocken war. Meine Mutter hielt meine Hand und sah sich suchend um. Schließlich musste ich die Hand ausgestreckt haltend warten, bis Mutti einige Blätter Klopapier geholt hatte, die dann die feuchte Schwärze von meinem Daumen saugten. Sauber war er allerdings nicht geworden, aber trocken und er hinterließ nun keine Flecken auf meiner Decke und meinem Schlafanzug darunter.

Das hatte ich bei dem Postmann im Postamt nicht erlebt, dass da so ein Kästchen gewesen wäre mit schwarzer Farbe. Aber eigentlich wunderte ich mich nicht, denn die Stempel stempelten ja schwarze Schrift aufs Papier, und ich hatte nun entdeckt, wo diese Farbe herkam.

Trotz dieses Zwischenfalls hatte ich mir schon gedacht, dass Postmann kein sehr schwerer Beruf wäre. Man musste eben sauber stempeln können und Briefe wie Schwalben zielgenau in Säcke werfen. Den Rest machten wohl andere.

Ich nehme an, dass ich später gegen meinen Willen ins Bett getragen wurde, denn ich wollte nicht aufhören, meine Schätze anzuschauen und hin und her zu ordnen. Die Versuchung war groß gewesen, schon einmal ein paar Briefmarken auf ein Kuvert zu kleben oder eine der schönen Bären-Karten mit einem Bild für Vati zu bemalen. Aber ich hatte widerstanden, alles sollte unbenutzt am nächsten Morgen auf mich warten.

Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Nacht geträumt habe, aber jedermann würde es glauben, wenn ich von einem Posttraum be-

richten würde. Beim Aufwachen war der Postkasten allerdings sofort wieder da in meinem Kopf.

Mutti wusch mich vermutlich und trug mich wieder auf das Ecksofa unter der Ecksofa-Lampe hinter dem Couchtisch, der doch mein Postamt geworden war. Alles war griffbereit auf seinem Platz: die Stempel rechts, das Stempelkissen noch nicht geöffnet darüber, in der Mitte die Briefbögen, Karten und Buntstifte, links dann die Kuverts und die Briefmarken.

Sehr langsam und vorsichtig zog ich den ersten Briefbogen bis an den Rand des Tischchens und fing an zu schreiben, indem ich die 6 Buntstifte abwechselnd zur Hand nahm und das Papier bemalte. Bald war ich mit dem ersten Brief fertig, faltete ihn, wie ich es bei Mutti gesehen hatte, und schob ihn in eines der Kuverts. Das war gar nicht so einfach. Immer blieb eine Ecke des Bogens am Kuvert-Rand hängen. Schließlich war der Bogen doch ziemlich verknittert im Kuvert angekommen.

Das musste ich gleich nochmal versuchen. Also wieder malen, falten und ins Kuvert. Beim 5. Mal ging es ganz flott und glatt. Das war konzentrierte Arbeit, bei der ich schnell Raum und Zeit vergaß. Leider hatte ich auch nicht bedacht, dass es nicht beliebig viele Bogen und Kuverts gab. Aber es gab ja noch so viel zu tun und ich war im Arbeitsrausch. Als ich das letzte Blatt bearbeitet hatte und auch den letzten Briefumschlag gefüllt hatte, freute ich mich schon auf die weiteren Arbeitsgänge mit den Karten, Briefmarken und dem eigentlichen Höhepunkt, dem Stempeln.

Mutti muss ganz zufrieden mit mir gewesen sein, dass ich sie gar nicht in Anspruch nahm. Sie mag in der Küche gewesen sein, wo es immer viel zu tun gab. Ich jedenfalls bewältigte bis zum Mittag-

sen mein ganzes Pensum. Als Mutti kam, um die Suppenteller aus dem Buffet zu holen, war ich wie eine Maschine im rauschhaften Stempelrhythmus. Ich hatte die mit den Marken beklebten Kuverts gefächert in eine Reihe gelegt und donnerte zunächst den „Deutsche Reichspost“-Stempel abwechselnd auf das Stempelkissen und dann auf das nächste Kuvert. Dann wurden die noch unbenutzten Karten ebenso bearbeitet. Als Mutti an das Couchtischchen trat, war ich gerade dabei auf alles Bemerkte den Berlin-Stempel niedersausen zu lassen und freute mich schon auf den Wochentagsstempel, für den ja überall noch Platz war. Ungeduldig fragte ich Mutti, welcher Tag denn sei; das müsse sie mir an dem Stempel einstellen. Und so hämmerte ich gerade noch vor dem Essen ein „Dienstag“ auf das letzte Kuvert.

„Fertig“, soll ich gerufen haben wie früher auf dem Töpfchen. Mutti schüttelte den Kopf, als sie wahrnahm, wie ich aus meinem Stempelrausch langsam erwachte.

Man hat mir später erzählt, dass ich nachmittags totunglücklich war und heulte, weil ich nun keine Post mehr zu erledigen hatte.

Immerhin bin ich dann später Beamter geworden.

2. Die Wespe

Die helle Vormittgassonne flutete durch das Esszimmerfenster und warf schräge Schatten des Fensterkreuzes und der Gardinenmaschen auf Tisch und Teppich. Durch den breiten, von einem schweren Vorhang abtrennbaren Durchgang klangen die herrlichsten Sonaten, die Mutti schon lange nicht mehr übte, sondern spiel-

te. Und da sehe ich auch meine Brüder, beide halb unter dem Tisch wie ich. Was spielen wir? Ich weiß nicht mehr, aber das Muster des Teppichs könnte uns gereizt haben, Auto zu spielen.

Wir kannten Autos vom Hof hinter dem Haus, denn der Hauseigentümer besaß 2 Lastwagen und einen alten klapprigen Personenwagen, der keine Reifen hatte. Er stand aufgebockt in der hohen Garage, die wohl einmal als Scheune gedient hatte. Merkwürdigerweise wunderte mich das Fehlen der Reifen nicht. Es war so gewesen, so lange ich denken konnte, also ganz normal. Man konnte die Türen öffnen und sich hineinsetzen, wenn der Besitzer und sein Fahrer nicht da waren. Trotzdem hätten wir Brüder uns das nie getraut, wenn nicht Joachim dabei gewesen wäre; Jo war ja als Sohn des Hausbesitzers quasi der Besitzer, und er war auch schon viel älter als ich, mindestens zwei Jahre!

Autospielen ging ganz ähnlich wie Häuser bauen, denn Gegenstand unserer Spiele waren immer Holzklötze. Da gab es dicke, das waren dann beim Autospielen die Lastwagen, dünne, das waren Personenwagen und auch runde, das waren die Tonnen, die mit den Lastwagen umher gefahren wurden.

Uli, mein älterer Bruder, konnte schon sehr gut Auto fahren. Er sagte, welches Teppichmuster die Straße war, und schob seinen Lastwagen sicher durch jede Kurve. Ingo war 2 Jahre jünger als ich und wollte immerzu hupen, das mache man so beim Autofahren. Das hatte er vor dem Haus gesehen, wo eine breite Straße in den Nachbarort führte. Und da waren schon Autos gefahren, das hatte ich auch gesehen. Aber es waren große Ungetüme von Lastwagen mit Soldaten drauf oder Planen über der Ladefläche, so dass man nichts sehen konnte.

Mutti hatte gesagt, das seien Russen, wir müssten aber keine Angst haben, die seien jetzt sehr nett - sie sagte tatsächlich „jetzt“, vielleicht waren sie nicht immer nett gewesen. Vor einigen Jahren wären sogar Amerikaner vor dem Haus gestanden, hätten ihre Fahrzeuge verlassen und an die Kinder Schokolade verteilt; manche seien ganz schwarz gewesen wie aus Afrika.

Uli war damals schon an der Straße gestanden und hätte Schokolade bekommen. Er habe sie damals gleich aufgegessen, so dass ihm danach ganz schlecht gewesen sei. Ja, Uli war eben schon groß! Wenn wir so unter dem Esstisch spielten, musste er immer den Kopf einziehen. Er sah überhaupt anders aus als Ingo und ich: wir hatten helle Haut und rötliche Haare wie Omi, Uli hatte dunkle Haare wie Vati und große blaue Augen in einem eher dunkleren Gesicht. Ich fand, dass er sehr im Vorteil war, weil er keine Sommersprossen hatte, die ich hasste wie Brennesselsuppe ohne Fettaußen.

So krochen wir auf dem Teppich herum, schoben unsere Autos und machten „brumm-brumm“ dazu, während Ingo fortwährend „tut-tut“ rief.

Nun ist es mir nie leicht gefallen, auf den Knien herumzurutschen. Schnell tat mir das Kreuz weh, wenn ich mich nicht mit der freien Hand aufstützte. Genau wo der Schatten des Fensterkreuzes einen Fleck neben meiner Fahrbahn verdunkelte, stützte ich meine flache Hand auf den warmen Boden vor der dunklen Vitrine, in der hinter Glas bunte Tässchen und schöne Gläser standen. Der Krümel, der dort lag, piekte ein wenig, störte mich aber nicht weiter.

Bis mich plötzlich ein rasender Schmerz vom Handballen her durchfuhr. Ich werde wohl geschrien haben, wahrscheinlich „Mutti!!!“

Sofort stoppte der perlende Klang aus dem Nebenzimmer und Mutti stürzte ins Esszimmer. Heulend hielt ich ihr meine rechte Hand entgegen, die Quelle meines ungekannten Schmerzes. Mutti erkannte den Krümel sofort: eine Wespe, die möglicherweise verendend auf dem Teppichboden gelegen hatte und im Todeskampf noch einmal ihren Stachel in warmes weiches Fleisch gebohrt hatte, meine Hand.

Vorsichtig befreite mich Mutti mit ihrem Taschentuch von der nun schon toten Wespe, aber der stechende Schmerz ließ nicht nach. Während Uli interessiert auf meine Hand und das tote Tier schaute, hatte Ingo längst angefangen, ebenso herzerreißend zu weinen wie ich. Es muss dann wohl eine Hausoperation erfolgt sein, bei der der Stachel mittels einer Pinzette entfernt wurde. Der Schmerz wollte aber nicht weichen. Im Gegenteil, nun wurde der Handballen auch noch rot und heiß.

Ich weiß natürlich nicht mehr, was meine Mutter noch unternommen hat, mich zu beruhigen. Kaltes Wasser? Ich erinnere mich jedenfalls, dass der Handballen bald enorm anschwell und die Finger sich nur schwer bewegen ließen.

Wahrscheinlich habe ich allen sehr Leid getan; am meisten aber mir selbst. Wozu waren Wespen eigentlich gut, wenn sie unschuldige Kinder beim Spielen so schwer verletzten?

3. Die Dampfmaschine

Die Straße vor unserem Haus trennte unsere Villa mit den Lastwagen im Hof von einem düsteren Grundstück auf der anderen Straßenseite. Die dicht stehenden dunklen Bäume flößten mir Angst ein, dort könne etwas Unheimliches verborgen sein. Ein morscher Zaun wurde von einer schräg in den Ängeln hängenden Gartentür unterbrochen, die vernehmlich knarrte und quietschte, wenn ihr der Wind in den Rücken fuhr. Meist war es ein kalter Ostwind, der aus Russland kam, wie Mutti sagte.

Tief in diesem Wäldchen verborgen konnte man Teil eines zweistöckigen Hauses sehen, insbesondere abends, wenn dort Fenster leuchteten. Vom Wohnzimmerfenster aus, konnte ich hinüber blicken. Wenn dann die Dämmerung alles noch dunkler machte, siedelte ich instinktiv das Hexenhaus von Hänsel und Gretel da drüben an.

Eines Mittags schaute ich mal wieder hinunter auf die Straße, ob ich vielleicht mal wieder ein Auto sehen würde. Denn das war selten. Eher radelte eine ver mummt e Gestalt auf einem klapprigen Fahrrad vorbei - in warme Sachen eingepackt, denn es war wohl recht kalt. Da sah ich Jo ohne Mantel aus unserem Hoftor über die Straße rennen und drüben durch das Gartentürchen zwischen den Bäumen verschwinden. Sicher machte ich mit Sorgen, ob Jo nicht zu mutig war, so allein in dieses geheimnisvolle Dunkel einzudringen.

Ich muss wohl meinen älteren Bruder Uli gerufen haben, denn ich erinnere mich, dass er plötzlich neben mir stand und beruhigend sagte: „Was hast du denn? Da drüben wohnt doch der Volker mit

seiner Mutter.“ Und er fügte den für mich rätselhaften Satz an: „Sein Vater ist im Krieg geblieben, hat Mutti gesagt.“ Dass Krieg ganz schlimm war, hatte ich ja schon gehört, aber warum Volkers Vater dann trotzdem dort geblieben war, fand ich komisch. Väter sollten doch wenigstens ab und zu nach Hause kommen, wie unser Vati.

Und so erfuhr ich, dass Jo und Volker Freunde waren und Uli bereits eingeladen hatten, auch einmal mit hinüber zu kommen. Das sollte morgen nach der Schule sein, also natürlich Uli's Schule, denn ich war ja noch zu klein.

Am nächsten Nachmittag ging ich einfach mit runter auf den Hof, wo Jo schon auf Uli wartete. Uli wollte mich schon abdrängen, aber Jo sagte großzügig, der Kleine könne ruhig mitgehen und die Maschine anschauen.

So überquerten wir die leere Straße, und ich betrat zum ersten Mal diesen schmalen Weg durch die dicht stehenden Bäume. Gut, dass es nicht geregnet hatte, denn es war kein mit Steinen befestigter Fußweg, sondern eigentlich eher erstarrter Matsch. Erst kurz vor dem Wohnhaus waren unregelmäßig ein paar Steinplatten gelegt worden. Statt einer Klingel hing ein schwerer Klopfer in der Mitte der Haustüre, den Jo anhub und fallen ließ, dass es fast wie ein Knall klang.

Volker war ein kleiner untersetzter, fast fatter Junge mit einer Drahtbrille auf der Nase und einem richtigen Strubbelkopf. Darum tat er mir leid, denn ich wusste schon, dass es eine Schande war, wenn man eine Brille tragen musste. Ein richtiger Junge brauchte sowas nicht. Er passte eigentlich auch gar nicht zu seinem Freund Jo, der so schlank war und feines, rechts sauber gescheiteltes Haar hatte. „Wollt ihr etwas trinken?“, fragte Volker wie ein Er-

wachsener. Mutti fragte das auch immer, wenn Tante Trude zu Besuch kam. Wie aus einem Munde sagten wir ja. Ich war gespannt, was Volker denn zu trinken hatte.

Wir gingen in die Küche. Natürlich war es Wasser aus dem Wasserhahn wie zuhause, aber dann kam eine schöne Überraschung: Volker stieg auf einen Hocker und holte einen Keramiktopf vom Regal. „Jeder nur einen halben Teelöffel“, meinte er, „sonst merkt es meine Mutter.“ Und so bekam jeder etwas Zucker in sein Wasserglas, ein Luxus, den wir daheim höchstens mal am Sonntag genießen durften.

Jeder nahm sein Glas mit nach oben, wo Volker sein Spielzimmer hatte. Sofort fiel mein Blick auf den Tisch in der Zimmermitte, auf dem ein metallisch glänzendes Ding stand, das ich noch nie gesehen hatte. Das Ding war ein dicker Turm, an dessen Seite ein großes Rad angebracht war. Irgendetwas ratterte in diesem Turm, das Rad drehte sich jedenfalls. Und an einer Stelle trat regelmäßig zischend ein wenig Dampf aus. Das Rad war über einen umlaufenden Riemen mit einem kleineren Rad verbunden, das eine Achse mit zwei weiteren Rädern drehte. Verblüfft sah ich, wie sich weiter rechts zwei kleine Handwerkerfiguren bewegten. Sie waren auf dem Tisch befestigt. Der eine hatte eine kleine Säge in der Hand, die er über einem Stück Holz immerzu hin und her bewegte, und der andere hämmerte auf einen kleinen Block, der vor ihm stand.

Alles war ganz automatisch, weil auch diese Figuren über umlaufende Riemen mit jener Achse verbunden waren, die wiederum von dem großen Rad am Turm gedreht wurde. Stolz schaute Volker auf dies Wunderwerk, Uli und ich machten sicher große Augen. Uli wollte den Turm gleich anfassen, aber ein Warnschrei hielt ihn zu-

rück: „Der Kessel ist doch heiß! Da brennt ein Feuer drin und macht Dampf.“, erklärte Volker. Und wir beneideten ihn.

„Das ist die Dampfmaschine, die mein Vater vor dem Krieg gebaut hat“, erzählte Volker, während das Zischen und Dampfen immer schwächer und die Arbeiter immer langsamer wurden. Nach kurzer Zeit blieb die Maschine stehen.

„Nochmal“, rief ich begeistert, denn ein Spielzeug, das sich von alleine bewegt, hatte ich noch nie gesehen. Leider aber wollte Volker die Dampfmaschine nicht nochmal laufen lassen, denn, so sagte er, er habe nur noch ganz wenige von den brennbaren Würfeln, die man - und dabei zeigte er uns das kleine Türchen ganz unten an dem Turm, den er Kessel nannte - da hineinstecken und anzünden müsse.

„Wenn sein Vater aus dem Krieg käme, würde er bestimmt viele solche Würfel mitbringen, und dann könnten sie die Dampfmaschine den ganzen Nachmittag laufen lassen. Seine Mutter erzähle immer, dass der Vater sicher bald käme.“

Da freute ich mich für Volker, denn ich wusste ja, dass Väter häufig an Wochenenden kommen. Die Dampfmaschine aber wollte nicht mehr aus meinen Träumen verschwinden. Kein anderes Spielzeug würde mir je besser gefallen als so eine Maschine, die die Figuren ganz echt bewegte. Das war doch etwas anderes als meine drei Zinnsoldaten oder die Bauklötze.

4. Der Hase

Ich sehe den Hof vor mir, den staubigen Platz hinter dem Haus. Weiter hinten ist Wasser in einem tiefen Loch, einem Krater, wie

Mutti sagt. Um diesen Krater herum hebt sich ein fast kreisrunder Wall. Hühner picken, was immer sie finden in diesem Gelände. Wahrscheinlich hat der Hausherr wieder Körner gestreut.

„Dass der Krater so weit hinter dem Haus lag, war unser Glück“, sagt Mutti. So habe die Fliegerbombe nicht das Haus zerstört, nur die Fenster. Furchtbar kalt sei es im Winter gewesen, bevor die Fenster wieder verschlossen worden seien. Ich habe keine Erinnerung an die Bombennacht, aber ich weiß, wie dick die Eisblumen letzten Winter an unseren Fenstern waren; ohne Glas wäre das Eis ja dann im Wohnzimmer gewesen.

Wenn man aus dem Haus trat, raschelten rechts einige Hasen in ihrem mehrstöckigen Stall. Hatten sie es gut auf ihrem Stroh hinter dem Maschendraht-Türchen, durch das sie die Welt sehen und frische Luft atmen konnten?

Mutti sagte, die Hasen gehörten uns nicht. Aber Tante Trude besaß zwei. Darum brachte ich ab und zu Kartoffelschalen oder Gemüsereste zu ihr in ihre Wohnung im Erdgeschoss. Manchmal war ich dann am Wochenende dabei, wenn Tante Trude ihre Hasen fütterte.

Ich glaube, den Hasen ging es gut. Sie hatten ein wundervoll weiches Fell, waren wohlgenährt, ja, sie wurden immer dicker.

Nun würde man erwarten, dass ich empört gewesen wäre, vielleicht sogar traumatisiert, als ich zum ersten Mal mitbekam, dass geschlachtet wurde. Schlachter war der angestellte Fahrer des Hausherrn und Fuhrunternehmers, ein Herr Vogel, der mit seiner netten kugelrunden Frau eine kleine Wohnung unter dem Dach bewohnte. Eher interessiert als schockiert beobachtete ich mit meinen Brüdern, wie der Mann einen der Hasen von Tante Trude mit

der linken Hand am Genick packte, seinen Kopf auf die Steintreppe legte und mit einem kurzen kräftigen Schlag einen Knüppel auf den Hasenkopf sausen ließ.

Dann hängte er das regungslose Tier an den Hinterbeinen an einen niedrigen Ast des fast kahlen Baumes neben den Ställen und zog ihm nach einigen Schnitten mit beiden Händen kräftig ziehend das Fell über den schlaff hängenden Körper.

Ich habe damals wohl gebannt zugeschaut und erst, als Blut lief, bemerkt, dass Ingo, mein kleiner Bruder bitterlich zu weinen angefangen hatte.

Herr Vogel wollte Ingo trösten, der Hase hätte doch gar nichts gespürt. Er machte dabei lachend einen Schritt auf uns zu, hatte aber das Blut tropfende scharfe Messer in der Hand. Ingo schrie auf und flüchtete sich in die Schürze von Tante Trude, die beschwichtigend auf ihn einflüsterte.

Ich war nun auch erschrocken und folgte Tante Trude gern in ihre Küche, wo es für jeden von uns einen süßen Keks gab.

Uli, mein großer Bruder aber war noch geblieben und erzählte abends vorm Einschlafen beeindruckt, dass man so einem Hasen ganz einfach das Fell ausziehen könne, wie man auch selbst das Unterhemd ausziehe.

Ich bin dieses Bild lange nicht losgeworden, immer wenn ich mir die Unterwäsche auszog, was ja auch nicht so einfach war. Denn wir hatten "Hemdhosen" als Unterwäsche, Hose und Hemdchen in einem Stück mit einem Schlitz hinten für das "Geschäftliche"; für die kleinen Geschäfte konnte man ja vorne den Stoff einfach zur Seite zerren.

Ich kann aber nochmals berichten, dass es mir und wahrscheinlich auch anderen Kindern jener ärmlichen Jahre selbstverständlich war, dass man Hühner und Hasen am Ende essen wollte. Fleisch war eben selten, aber schmeckte besser als künstliche Leberwurst aus Brennesseln und Rindertalg.

5. Die Hexe

Gruseliges gab es in meinem Elternhaus schon. Am meisten beschäftigte mich ein Bilderbuch, in dem ein fetter böser König drohte, Menschen zu fressen. Man sah ihn auf einem Bild an einem üppig gedeckten Tisch sitzen, die Beine unter dem Tisch weit gespreizt, die Ellenbogen aufgestützt und in den Händen eine große breite Gabel und ein goldenes riesiges Messer. Es sah aus, als wolle er sich gleich auf ein Opfer stürzen, um es aufzufressen.

Das wäre mir wahrscheinlich gar nicht so nahe gegangen, wenn nicht so ein ähnliches riesiges Besteck in einer der Schubladen unserer Vitrine gelegen hätte. Mich schauderte regelmäßig, wenn ich es sah. Mutti meinte zwar, das sei doch nur ein Fisch-Servier-Besteck, aber sie wusste ja nicht, was böse Könige mit solchen Messern und Gabeln machten.

Mir war ja auch längst die Geschichte von Hänsel und Gretel bekannt, die von einer Hexe gebraten werden sollten. Sicher hatte so eine Hexe auch solches Besteck für den fertigen Braten.

Gut, dass es in unserer Gegend gar keine Hexen gab, wie Mutti wusste.

Allmählich kam dann der Tag meiner Einschulung, auf den ich mich wegen der Zuckertüte sehr freute. Tante Trude drohte zwar, dass nur brave Kinder in der Schultüte süße Sachen finden würden;

wer nicht brav gewesen sei, der finde darin Sellerieknollen und alte Kartoffeln. Schon deshalb war ich schon Wochen vor Schulbeginn ganz ganz brav gewesen, hatte immer meinen Teller leer gegessen und den Müll runter gebracht. Da konnte nichts passieren.

Alles ging glatt. In der Schultüte waren Bonbons gewesen und sogar eine kleine Tafel Schokolade von Vati „aus dem Westen“, wie Mutti sagte. Zwei oder drei Mal ging Mutti mit Uli und mir zusammen den Weg zur Schule. Dazu mussten wir an der Straße vorm Haus entlang gehen und dann nach einiger Entfernung links den Hügel hinunter, wo das Schulgebäude gewesen sein muss - ich kann es nicht anders schildern, weil ich keinerlei Erinnerung daran habe. Zurück ging ich dann mit Uli, der ja schon zwei Jahre Erfahrung hatte.

Es muss wohl schon ein-zwei Wochen später gewesen sein, dass uns der Lehrer früher nach Hause ließ als vorgesehen. Da wollte ich nicht herumsitzen und auf Uli warten, bis auch er Schulaus hatte. Also machte ich mich allein auf den Weg auf der Straße, die den Hügel hinauf führte.

Da sah ich vor mir eine buckelige Alte, die sich mit einer Hand auf einen Stock stützte und in der anderen Hand einen Tuchbeutel mit verkrampfter Hand schleppte. Da ich schneller war, musste ich diese unheimliche Alte überholen. Ich versuchte, einen großen Bogen um sie herum zu schlagen, denn ich war schon wegen des Stocks etwas ängstlich.

Als ich gerade an ihr vorbei wollte, rief sie mich mit krächzender Stimmen an: „Hallo, du netter Kleiner, willst du mir nicht ein bisschen helfen. Meine Tasche ist so schwer. Wenn du sie trägst, bekommst du auch etwas Süßes, wenn wir zu Hause sind“. Und da-

bei verzog sie ihren zahnlosen verknitterten Mund, dass ich nicht wusste, wo ich hin schauen sollte.

Aber die Gefahr war mir sofort klar. Ich war wie Hänsel an eine Hexe geraten und voller Schrecken schrie ich heraus: „Ich weiß wer du bist. Du bist die böse Hexe und willst mich schlachten.“ Und die Tränen stürzten mir aus den Augen, dass ich kaum sah, wo ich lang rannte. Und ich rannte und rannte, bis ich ganz außer Atem durch unser Hoftor stolperte.

Gerettet!

6. Die Grenze

Vati war da. Für ein kurzes Wochenende. Sonntagabend müsste er schon wieder zum Bahnhof, um nach Hof in Bayern zu fahren, wo er arbeitete. Wieder hatte er bei Ankunft einen ganz dicken Bauch. Mutti lachte so komisch, als Vati nach seinem Mantel auch den dicken Pullover hoch- und die Hose runterzog.

Auf dem Bauch war ein dickes Paket mit einem Schal um den ganzen Körper befestigt. Als der Schal abgewickelt wurde, fing Mutti das Paket auf, lief in die Küche und packte aus. Wir hörten einen leisen Freudenschrei: „Eine Gans!“

Ja Vati hatte - nicht zum ersten Mal - eine halbe Gans über die Grenze nach Chemnitz geschmuggelt. Das würde ein Festessen! Und das war es dann auch: die rohen Klöße waren herrlich, die Gans zwar nicht fett, aber köstlich, und am Montag würde es noch eine Graupensuppe mit den ausgekochten Knochen und „Gänseklein“ geben.

Leider weiß ich gar nicht mehr, was wir an den Wochenenden Besonderes machten, wenn Vati von Samstagabend bis Sonntagabend bei uns war. Haben wir „Mensch-ärgere-Dich-nicht“ gespielt oder Domino? Sind wir spazieren gegangen?

Ich wüsste nicht, wo. In unserer Gegend standen zwar noch ein paar Häuser mit geringen Bombenschäden, aber weiter unten die Straße hinunter zur Stadt gab es weite Ruinenfelder.

Nach dem Mittagessen hörte ich Vati sagen: „Ihr müsst hier raus“. Mutti schien der Gedanke Angst zu machen. Ich höre sie noch klagen: „Und mein großer Flügel?“. Aber natürlich verstand ich nicht, worum es wirklich ging. Ich erinnere mich nur, dass Mutti irgendwie traurig schaute, wenn sie mit dem Staubtuch fast zärtlich über die schönen Möbel strich. Wahrscheinlich hat sie in den folgenden Wochen auch mehr traurige Klavierstücke gespielt als sonst.

Mitten im Winter, Vati war mal wieder gekommen, meinte Mutti fast beiläufig, Ingo, der kleine Bruder solle sein Spielzeugkofferchen mit den bunten Tieren darauf mit seinen und meinen Lieblingsspielsachen füllen. Auch bemerkte ich, dass Mutti und Vati nervös durch die Wohnung gingen und Sachen auf einen Stapel legten. Vati holte zwei Koffer aus dem Keller und verstaute die Stapel darin.

Am Sonntagmorgen waren die Eltern ungewöhnlich früh auf. Auch wir Buben wurden so früh aus den Betten geholt. Beim Frühstück eröffnete uns Vati mit sehr ernster Stimme, dass Ingo und ich ihn heute nach Hof begleiten dürften. Wir würden mit der Eisenbahn fahren und bei ihm in Hof wohnen.

Ingo lief sofort zu Mutti und heulte, er wolle nicht nach Hof, er wolle bei Mutti bleiben. Und ich soll geklagt haben, das ginge doch nicht, weil ich zur Schule müsste. Vati versuchte sicher zu beruhigen; wahrscheinlich erklärte er, dass es in Hof auch eine Schule gebe und dass Uli mit Mutti später auch nach Hof käme, so dass wir dann alle immer zusammen wären.

Na, das dürfte uns getröstet haben. Ich erinnere mich, dass Ingo sein Spielzeugkofferchen sehr stolz zum Bahnhof trug, während Mutti und Vati die beiden großen Koffer schleppten, Uli war natürlich auch dabei.

An die Abschiedsszene auf dem Bahnhof am Zug erinnere ich mich nicht, sehr gut aber an den Moment, als der Zug wieder hielt und wir alle aussteigen mussten. Vor uns waren einige Baracken und ein großer Schlagbaum mit Soldaten. Vati flüsterte uns noch zu, wir sollten in die Baracke zu den Soldaten gehen und mit ihnen reden.

Arglos und furchtlos nahmen wir, Ingo und ich, uns an der Hand und gingen zu den Soldaten, die in einer merkwürdigen zischenden Sprache offenbar miteinander scherzten, denn sie lachten viel. Wir gingen also in die Baracke, wo hinter einem Schalter zwei Soldaten standen. Sie dürften uns angelacht haben und freundlich auf Deutsch gefragt haben, wo wir denn mit dem bunten Kofferchen hin wollten. Da legte Ingo völlig unbefangen los und erzählte von dem Teddy-Bären, der in seinem Koffer gerade Domino spielte, und dass er zu seinem Papa wollte, der immer nur so wenig mit ihm spiele. So ungefähr muss es gewesen sein, wie mein Vater später erzählte; ich war wahrscheinlich viel zu aufgereggt vor den Russen, um alles zu verstehen.

Vati musste derweil vor der Baracke seine Koffer auf einem Tisch öffnen. Er erzählte später, dass die Soldaten kaum hineinschauten, weil sie in die Baracke schielten, wo so ein süßer Knabe ihre Kameraden so lustig unterhielt. Jedenfalls meinte Vati später, dass er sicher wegen Ingos tollem Auftritt so unbehelligt mit seinen beiden Buben über die Grenze kam.

Ich erinnere mich wieder an den langen Fußmarsch auf der anderen Seite, bis wir den kleinen Bahnhof erreichten, von wo der Zug uns dann nach Hof brachte.

Irgendwann, wahrscheinlich nach Wochen, waren auch Mutti und Uli wieder bei uns in Hof. Wie das alles gegangen war, habe ich natürlich erst viel später gelernt: natürlich durfte in Chemnitz erst einmal niemand erfahren, dass unsere Familie nach Hof in die amerikanische Besatzungszone übersiedeln wollte. Die damals noch vor Gründung der beiden deutschen Staaten geltenden Regeln sahen zwar vor, dass Kinder bis 6 Jahren legal zu ihren Eltern kommen durften, ältere Kinder und Erwachsene aber nicht. Da Vati bei Kriegsende in Hof arbeitete, durfte er also Ingo und mich mitnehmen.

Mutti und Uli dagegen mussten unter Führung eines ortskundigen Helfers die Grenze der Besatzungszonen heimlich entlang der Saale bei Nacht illegal überqueren. Dabei mussten Mutti und Vati alle Möbel und auch den geliebten Flügel, das Geschirr, die wertvollen Gläser und die meiste Wäsche in Chemnitz zurück lassen.

Immerhin hatten Bekannte von Vati die Adresse einer Westberliner Spedition genannt, die in der Lage wäre, die Möbel alle in Chemnitz abzuholen und nach West-Berlin zu bringen. Ich weiß

nichts über die Art der Absprachen und Kosten, ich erinnere mich nur, dass unsere erste eigene Wohnung in Hof mit Gemüsekisten möbliert war und die Matratzen auf dem Boden lagen, bis ...

Ja, daran erinnere ich mich, weil der Freudenschrei das ganze Haus erschütterte: Mutti hatte einen Brief aus Berlin geöffnet, in dem stand, dass alle Möbel unbeschädigt in West-Berlin eingelagert darauf warteten, nach West-Deutschland gebracht zu werden.

Wir Kinder wurden kurzerhand für 4 Tage in ein Kinderheim gesteckt, weil Mutti und Vati so rasch als möglich nach Berlin fahren mussten. Dort fanden sie die Möbel tadellos in Decken schonend eingepackt, und der Flügel, das begeisterte Mutti am meisten, war noch nicht einmal verstimmt!

Als wir dann nach etwa einem Jahr Hof verließen, weil Vati in Erlangen zu arbeiten hatte, konnten wir in einer tollen Neubau-Wohnung Wiedervereinigung feiern - Wiedervereinigung mit unseren Möbel und dem Flügel, an dem wir drei Buben dann jahrelang Muttis Klavierunterricht genossen, d.h. ich anders als Uli und Ingo erlitt.

7. Elli

Mit dem Umzug nach Erlangen 1949 beginnt meine Erinnerung schärfer zu werden. Unsere Wohnung lag im 1. Obergeschoss eines Wohnblocks im mittleren von drei Eingängen. Sah man nach vorne oder nach hinten aus dem Fenster, sah man jeweils einen gleichartigen Block und dazwischen Rasenfläche. Es gab Spielplätze mit Bänken und Sandkiste; auf dem Rasen zu spielen, war allerdings

verboten - umso mehr Spaß machte es, wenn keine Gärtner in der Nähe waren, die uns schimpfend vertrieben.

In unserer kleinen Wohnung lebte auch Elli mit uns. Elli war in Hof als Haushaltshilfe zu uns gekommen; damals ging sie abends immer wieder ins Nachbarhaus zu ihren Eltern zurück. Dann aber war sie eben mit nach Erlangen gezogen. Sie war einige Jahre älter als wir Buben und immer für uns da. Eigentlich war sie aus meiner kindlichen Sicht eine ältere Schwester, die halt Mutti immer helfen musste. Sie kochte meistens, putzte und badete uns am Samstag, wenn der große Wasserkessel über der Badewanne mit Brikketts angemacht wurde. Uli durfte vor uns Jüngeren baden, Ingo und ich stiegen dann in das schon etwas abgekühlte Wasser. Solange wir spielten und planschten, las uns Elli daneben sitzend etwas vor, dann wusch sie uns von oben bis unten.

Für mich war Elli eine Lehrmeisterin in vielen Dingen: so häkelte ich unter ihrer Anleitung Topflappen als Weihnachtsgeschenk, bestickte Deckchen mit vorgedruckten Blumenmustern, versuchte mich - erfolglos - an Strickarbeiten und lernte vor allem erste Rezepte am Küchentisch und am Herd.

Erstaunlich war Ellis Fähigkeit, beim Stricken oder Sticken Schulaufgaben abzuhören. In der Volksschule waren es noch Liedertexte und Gedichte, später auf dem Gymnasium auch lateinischer Wortschatz, denn sie konnte unsere Antworten im Buch kontrollieren, ohne ihre Handarbeit zu unterbrechen.

Erst als wir in eine Wohnung im 2. Obergeschoss zogen, wo es ein kleines Zimmer mehr gab, bekam Elli dies als eigenes Zimmer. Zuvor hatte sie in einem Wandklappbett im Esszimmer schlafen

müssen, das sie jeden Morgen rasch ordnen und hinter den vorgehenden Vorhang kippen musste und abends nach dem Abendbrot aufklappen durfte.

Dank Elli hatte Mutti Zeit für ihren Flügel, der im jeweils größten Zimmer stand. So war auch dieser Abschnitt meiner Jugend von Musik durchzogen. Unser Wohnungsnachbar spielte Geige und wurde an manchem Wochenende eingeladen, gemeinsam zu musizieren. Wir Buben bekamen von Mutti Klavierunterricht, den ich allerdings sabotierte, so gut ich konnte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Elli stand eines Samstags vor einer abgeschlossenen Badezimmertür. „Uli, mach auf!“, rief sie durch die verriegelte Tür, „ich muss dir doch den Rücken waschen.“ Aber Uli machte nicht auf; er wolle das nicht mehr. Ich erinnere mich, wie unerhört ich diesen Ungehorsam fand - zwei, drei Jahre später wollte ich allerdings auch nicht mehr!

Zu etwa der gleichen Zeit musste ich einen anderen Akt unerhörter Insubordination erleben. Elli befahl meinem Bruder Uli, aus dem Musik- und Wohnzimmer herauszukommen; die Eltern hätten die Benutzung dieses Zimmers ausdrücklich nur für das Klavierüben erlaubt. Wie eine Zeitenwende, in der Gebälk krachend zusammenbricht, erlebte ich Ulis ruhige Antwort: „Wenn die Eltern nicht zuhause sind, bin ich Herr im Haus!“

Ich weiß nicht, wie Elli das verkraftet hat. Uli blieb jedenfalls seelenruhig auf dem gemütlichen Wohnzimmersessel sitzen und schmökerte in einem Buch.

Es ist mir erst viel später aufgegangen, dass Elli gar nicht eine so schöne Zeit bei uns hatte, wie ich sie erlebt habe, oft an ihrem Schürzenzipfel. Würde ich mir heute im Sinne dieses Buchtitels Bilder einer Vorstellung über ihr Leben machen, sähe ich die Einsamkeit eines jungen Mädchens, das intelligent und fleißig war und keine Chancen bekam, mehr daraus zu machen.

Ihre Zeit bei uns endete dramatisch. Sie hatte sich unglücklich in einen US-Soldaten verliebt, der nach Amerika zurück musste. Ein Selbsttötungsversuch scheiterte. Danach wollte sie nicht mehr zurück zu uns.

8. Nachwort

In meinem weiteren Leben hatte ich Gelegenheit, die hier erwähnten Orte meiner Jugend und Elli wiederzusehen. Wenige Jahre nach 2000 fuhr ich, mit meiner Frau von Dresden kommend, in Chemnitz von der Autobahn ab und stand nach wenigen Kilometern vor jenem Haus meiner Kindheit. Es war fast unverändert, aber sehr schön vorgerichtet; auf dem Dach war eine Maisonette-Wohnung hinzugefügt worden. Wo einst der Krater war, war nun ein hübsch angelegter kleiner Garten, der Hof wurde immer noch gewerblich genutzt. Hasen und Hühner gab es nicht mehr. Auf den Versuch, auch unsere Wohnung zu sehen, haben wir verzichtet.

Etwa 10 Jahre später fiel mir beim Sonntags-Frühstück plötzlich der Nachname von Ellis verheirateter Schwester ein - nicht ganz zufällig, weil ich immer wieder an Elli gedacht und im Freundeskreis von ihr erzählt hatte. Ich ging zum PC, um nach diesem Na-

men in Erlangen zu suchen, wo Ellis Schwester geheiratet und gewohnt hatte. Die gefundene Telefonnummer führte zu einem Gespräch mit Ellis Schwager, der nach kurzem Stutzen über den überraschenden Anruf ausrief: „Ja, sind Sie der Ingo?“. Er freute sich riesig, auch wenn ich der Gerd war, denn er erinnerte sich an gemeinsame Spaziergänge mit Elli und den Buben. Auf meine vorsichtige Frage, ob denn Elli noch lebe, bot er sofort an, mir die Telefonnummer zu geben; sie sei sehr lang, weil Elli in Amerika lebe.

Ein welterfahrener Freund erklärte mir, dass diese Nummer zu Fresno in Kalifornien gehöre, also 9 Stunden Zeitverschiebung einzukalkulieren seien. Also rief ich noch am selben Sonntag um 11 Uhr nachts diese Nummer an. Es meldete sich die brüchige Stimme einer Amerikanerin mit fränkisch klingendem Englisch.

Sie brauchte eine Weile, um sich auf mein Deutsch einzulassen und zu bestätigen: Ja, sie sei diese Elli, erinnere sich aber kaum an irgendetwas von damals.

Nun das änderte sich rasch. Es kam zu Briefen hin und her sowie zu weiteren Telefonaten, immer herzlicher und klarer - und schließlich zu ihrem Wunsch: „Ich möchte noch einmal nach Deutschland, nach Hof reisen, wo auch eine meiner Töchter lebt.“

Meine Frau sagte noch schneller, als ich denken konnte: Da fahren wir auch hin. Und so kam es, dass ich die gerade 80 Jahre alte Elli im Hofer Haus ihrer Tochter in die Arme nehmen konnte. Sie war natürlich befangen, legte das aber nach kürzester Zeit ab und wir verlebten 2 herzliche Tage zusammen, besuchten auch die Straße ihres Elternhauses und unserer Hofer Wohnung, wo sie ihre erste Stelle angetreten hatte. Wieder zu Hause fand ich tatsäch-

lich eines der Deckchen, die ich einst unter ihrer Aufsicht bestickt hatte. Natürlich schickte ich ihr im nächsten Brief ein Bild davon.

Elli ist bald nach diesem Deutschlandbesuch in Fresno gestorben, nicht ohne mir über ihre Tochter noch ein letztes von ihr gehäkelttes ovales Deckchen zukommen zu lassen.